

Die Verantwortung der Kirche für die Mitmenschen in Not

Vortrag von Pfarrer Andreas Heinicke

auf der 6. Kirchensynode der
Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche (SELK)
vom 16. - 21.6.1987 in Groß Oesingen

Das Referat wurde in leicht überarbeiteter Fassung auch veröffentlicht in: Werner Klän / Volker Stolle / Andreas Heinicke: Die Verantwortung der Kirche – in der Ökumene – gegenüber der Gesellschaft – für die Mitmenschen in der Not (=Oberurseler Hefte. Heft 24, Oberursel 1987, S.28-41).

Hochwürdige Synode, liebe Schwestern und Brüder,

wenn wir in den nächsten Minuten die Verantwortung der Kirche für die Menschen in Not zu bedenken haben, dann können wir dies wohl nur in dem Wissen tun, daß wir als Bedenkende ja zugleich die sind, über die wir etwas bedenken. Als Getaufte sind wir selbst Mitzubedenkende, wenn wir über die Verantwortung der Kirche etwas zu bedenken haben. Und in einem noch höheren Maße seid Ihr als Synodale mit einbegriffen in das gestellte Thema, als es etwa der Sozialreferent eines Ministeriums ist, der sich in seinem Amt über die Aufgabe der Kirche seine berufsmäßigen Gedanken zu machen hat. Er wird die Kirche von außen und auf Grund seiner sozialpolitischen Grundentscheidungen betrachten und ihr sozial-diakonisches Tun möglichst reibungslos in seine Vorstellungen einzupassen suchen.

Wir hingegen können von keinem „Außen“ an unsere Überlegungen herangehen. Wir werden nur dann unserem Thema gerecht werden, wenn wir uns als Glieder der Kirche immer zugleich mitbedenken – besonders dann, wenn Kirche sich in einer so maßgebenden und maßsetzenden Form zusammenfindet, wie auf einer Synode.

Ich möchte deshalb ganz bewußt das Thema der Kirche aufgreifen; sodann, daraus entwickelt, die Frage stellen, was denn die Liebe für uns bedeutet; und dann in einem dritten Schritt gleichsam in zwei konzentrischen Kreisen abschreiten, wo denn Diakonie gedeiht; zuallererst in der Kirche als in einem ersten Kreis um das Zentrum, sodann auch in der Welt als in einem größeren Kreis um das Zentrum.

1. Die Kirche in ihrer bruderschaftlichen Verfaßtheit

Meinen wir also ein „Wir“, wenn wir von der Kirche sprechen, meinen wir „unsere Verantwortung“, wenn wir von der Verantwortung der Kirche sprechen, dann kommen wir nicht umhin, auf die Frage zu antworten: welches „Wir“ ist mit „Kirche“ gemeint? Die erste, binsenweisheitliche Antwort lautet: wir, das sind alle Getauften, die auf Christus vertrauen, die zu recht Christen genannt werden. So richtig diese Antwort ist – sie bedarf genauerer Betrachtung. Würde diese erste Antwort hinreichen, dann könnten wir unser Thema ohne Not folgendermaßen umformulieren: „Die Verantwortung der Christen für die Menschen in Not“. Wir könnten zu recht über die Verantwortung des einzelnen Christen sprechen, wir könnten darüber sprechen, wie sich einzelne in ihrem helfenden Tun auch zusammenfinden um der Effektivität oder der hilfreichen Gemeinschaft willen.

Vielleicht wird ahnungsweise schon etwas deutlich davon, daß das Thema nicht so gemeint sein kann. Wenn es von Verantwortung der Kirche zu handeln beauftragt, dann ist damit offenbar etwas anderes gemeint, als wenn von der Verantwortung eines jeden Christen oder vieler Christen oder auch aller Christen die Rede ist. Sprechen wir Christen von der Kirche, dann legen wir zugleich ein Bekenntnis ab, dann geht es um den Inhalt unseres Glaubens. Und im Glauben erkennen wir: die Kirche ist über eine geschichtliche Erscheinung und eine soziale, meßbare Größe hinaus der Leib, dessen Haupt Christus ist.

Sage ich von der Kirche „Wir“, dann sage ich zugleich „Christus“ mit in diesem „Wir“. Und so sehr der erhöhte Herr dem sichtbaren, begrifflichen, zählbaren Zugriff entzogen ist, so bindet er sich doch sehr ohrenfällig und greifbar an die realen Orte seiner Gegenwart: an das hörbare Wort und an die sichtbaren Elemente Wasser, Brot und Wein.

Und damit bindet er alle, die ihm dort begegnen, in sich hinein, macht sie zu Gliedern an dem Leib, dessen Haupt er selbst ist. So glauben und bekennen wir die Kirche als den Leib Christi.

Da gibt nun Christus jedem Glied Anteil an sich selbst. Zunächst und allererst gibt er Anteil an seinem ewigen Leben, weil er der Sünder Geselle geworden ist und meine Schuld gegen seine Gerechtigkeit austauscht. Doch wie sollte nicht seine geschenkte Liebe zugleich die Liebe seiner Kirche werden, wo sie doch der Leib dieses Hauptes ist?

Und in der Tat: „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebt, wie ich euch geliebt habe, damit auch ihr einander lieb habt. Daraus wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe untereinander habt.“ (Joh. 13, 34+35). Es ist sicher nicht von ungefähr, wenn St. Paulus unmittelbar nach seinen Worten von dem einen Leib Christus (1. Kor. 12,12 ff), zu dem wir getauft sind, in der Frage nach den unterschiedlichen Gaben der einzelnen Glieder den köstlicheren Weg, die Liebe, weist (1. Kor. 12,31 und Kap. 13). Sind die reine Evangeliumsverkündigung und die stiftungsgemäße Darreichung der Sakramente die sichtbaren Zeichen der inneren Einheit der Kirche (Augsburgisches Bekenntnis Art. VII), so ist das „untereinander Lieben“ das von außen sichtbare Zeichen der Kirche, an dem jeder Mann erkennen wird, daß wir Jünger Christi sind.

Dieses „untereinander Lieben“ von Joh. 13,35 ist nun gerade nicht durch den sittlichen Selbstanstoß einzelner Gleichgesinnter aufeinander zu verursacht – vielmehr begründet in Christus und verursacht von Christus selbst: „wie ich euch geliebt habe, damit ihr einander liebhabt“. Joh. 13,34. Das „Ihr“, von dem Christus hier spricht, ist das „Wir“ der Kirche – nicht das „Wir“ von Einzelnen, die sich aus eigenem Entschluß mit guter Absicht zu guten Werken zusammentun.

Mancher von uns mag das zu bedenkende Thema unmittelbar als Aufruf zu einer wie auch immer gefaßten „Hinwendung zur Not der Menschen in der Welt“ verstanden haben. So mag mancher vielleicht den ungeduldigen Verdacht hegen, es werde jetzt so von der Liebe unter Schwestern und Brüdern gesprochen, daß er fast von „Selbstverliebtheit der Kirche“ sprechen möchte.

Es gibt sicher eine Unmenge von berechtigten Anlässen, solche Selbstverliebtheit von Teilen der Kirche zu beklagen. Und so vielfältig die Klagen über die Selbstverliebtheit der Selbständigen Ev.-Luth. Kirche berechtigt erhoben werden – eine übermäßige Betonung der bruderschaftlichen Verfaßtheit der Kirche, also des köstlicheren Wegs, den der Apostel Paulus im 1. Kor. 12 + 13 weist, ist gewiß kein Anlaß zur Klage. Es soll damit nicht gesagt sein, daß unter den Getauften unserer Kirche die Liebe nicht geübt oder die Brüderlichkeit nicht gelebt werde. Wer den Gemeindealltag kennt, kann hier ein hohes Lied singen. Vielmehr meine ich dies: die Beobachtung der sichtbaren Zeichen der inneren Einheit der Kirche nach dem Augsburger Bekenntnis Art. 7 findet noch nicht ihren entsprechenden Ausdruck in dem von außen erkennbaren Zeichen der brüderlichen Liebe der Kirche nach Joh. 13,35 – ein Zeichen, das dem „Mehr“ der Kirche über christliche Einzel- und Gemeinschaftsinitiativen hinaus entspricht, das Zeichen, das dem qualitativ umfassenderen, welches die Kirche über den freiwilligen Zusammenschluß von gleichgesinnten Jesus-Freunden hinaushebt, nach außen hin Erkennbarkeit verleiht.

Unbestritten unter uns dürfte es sein, daß es der Kirche nicht genug sein könnte, wenn einzelne aus ihr heraus die Initiative zur Mission ergriffen, sei es auch in einer Form gemeinschaftlichen Vorgehens – etwa einem missionarischen Zweckverband. Vielmehr empfinden wir es als ein nicht hoch genug zu schätzendes Zeichen von Kirche-sein, daß unsere Kirche eine von ihr als Kirche verantwortete Mission betreibt – eben eine Kirchenmission und nicht eine Vereinsmission. Sehr bewußt sind unsere Väter entgegen allen Schwierigkeiten und Menschenunmöglichkeiten diesen Weg gegangen, obgleich die Tendenzen der Zeit damals anderen Formen zuneigten.

Weniger unbestritten unter uns ist freilich, daß die Kirche auch ihre bruderschaftliche Verfaßtheit, wie sie ihr von dem in Wort und Sakrament gegenwärtigen Christus geschenkt wird, nicht nur auf der Ebene einzelner oder auf der Ebene des Verbands einzelner zu gemeinsamem Tun, sondern auch und besonders auf der Ebene ihres im umfassenden Sinne Kirchenseins wahrnehmen und leben muß.

2. Die Liebe (Agape) als Grundlage der Diakonie

Es sei mir erlaubt, verehrte Synode, darauf aufmerksam zu machen, daß der soeben beschrittene Weg zur Darstellung der kirchlich verantworteten Diakonie seinen entscheidenden Richtungsimpuls dort bekam, wo der Gedanke von der Liebe Gottes und dem Einander-Lieben eingeführt wurde. Mag sein, daß dieser Gedanke beim ersten Hören auf's organischste hineinzupassen schien, ist uns doch der enge Zusammenhang von Diakonie und Nächstenliebe vertraut. Doch die Folgerung, die sich uns anbot: daß eben diese Liebe die Erkennbarkeit der Kirche nach außen ausmache; daß Diakonie also zum Kirche-sein gehört wie die Schale, die das Weiß und Gelb des Eies zusammenhält, und an der wir das Ei von außen von einer Nuß oder einem Apfel allererst unterscheiden und als Ei erkennen, – diese Folgerung ist sicherlich in unserer kirchlichen Wirklichkeit nicht so selbstverständlich und erscheint vielleicht gerade uns Lutheranern besonders befremdlich.

Viel vertrauter ist es uns, daß Kirche-Sein – besonders das rechte Kirche-Sein – maßstabähnlich ablesbar sei an dem Verhältnis von Verkündigungs- und Sakramentspraxis zu Schrift und Bekenntnis. Dies liegt ja auch auf der Ebene einer ziemlich sicheren, jedenfalls mit Verstand und einsichtigen Gründen zu führenden theolo

gischen Diskussion. Praxis und Schrift lassen sich nachweislich und einsichtig aufeinander beziehen, rechtes Kirche-Sein läßt sich damit gleichsam objektiv erweisen.

So ganz anders ist nun die Sache mit der Liebe – sie ist unserer einsehbaren, nachprüfbar Vernunft soweit entzogen, daß sie zur Erkennbarkeit von Kirche kaum herangezogen werden kann. Um so erstaunlicher ist ja die Aussage Jesu, daß eben das Einander-Lieben jedermann das Jünger-Sein der Christen erkennbar machen soll.

Je mehr wir dem Zusammenhängen im AT und NT nachgehen, in denen „Liebe“ oder „lieben“ erscheint, desto öfter werden wir solchen Erstaunlichkeiten begegnen. So findet sich etwa das Doppelgebot der Liebe mitten in Gesetzestexten – also in einem auf den ersten Blick juristischen Zusammenhang, in dem die Liebe ja nun wahrlich nichts zu suchen hat. Oder doch? So findet sich in der griechischen Übersetzung des hebräischen Worts für „Liebe“ ausgerechnet überwiegend, ja fast ausschließlich ein griechisches Wort, das nachweisbar im außerbiblischen Griechisch so gut wie keine Rolle spielt – wo sich doch andere Worte für „Liebe“ in der Tat anbieten. Und als letzte Erstaunlichkeit sei erwähnt, daß uns im NT eine, wenn ich so sagen darf, Definition von Gott gegeben wird, in der ausgerechnet das Wort „Liebe“ die entscheidende Rolle spielt. Diese drei – von sicher zahlreichen Erstaunlichkeiten – mögen uns helfen, in Sachen „Liebe“ möglicherweise doch etwas klarer zu sehen als wir zunächst beim Hören dieses emotional angefüllten Wortes imstande sind.

- a) Das Doppelgebot der Liebe mitten in offensichtlichen Gesetzestexten: es zeigt an, daß gerade das auf Klarheit und Nachprüfbarkeit angelegte – und deshalb juristisch beschreibbare und einklagbare Verhältnis zu Gott und den Menschen auf einem menschlicherseits weder machbaren noch einklagbaren – und doch tatkräftigen und nachprüfbar Grund beruht. Das Paradox, die Unvereinbarkeit von „Du sollst“ und „Lieben“ verweist auf einer der Menschenmöglichkeit vorausgehende Wirklichkeit – nämlich der Liebe Gottes zu seinem erwählten Volk – und auch die nachprüfbar Gestaltungskraft dieser Wirklichkeit im Zusammenleben der von Gott Geliebten und darüber hinaus. Wenn nun Jesus Christus gerade dieses in sich unvereinbare Gebot als Schwingangel des ganzen Alten Testaments kennzeichnet: „In diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten“ – dann ist ja überhaupt nicht davon abzusehen, wer das sagt: der, der es allein in seiner für Menschen nicht durchführbaren Unvereinbarkeit erfüllt – indem er als Gott und Mensch es sichtbar vor den Augen der Welt nicht nur wegweisend lehrt, vielmehr wirklichkeitsgestaltend lebt und es mit Wahrheit voll anfüllt – also erfüllt, übrigens durchaus nachprüfbar im Zeugnis der Apostel und Evangelien.
- b) Das sonst im Griechischen kaum gebrauchte Wort „Agape“ für „Liebe“ in der griechischen Übersetzung des Alten und auch im Neuen Testament: es führt zugleich eine Liebe in die Welt ein, die ihre wahre Qualität gerade in der Unterschiedenheit von dem, was bis dahin als „Liebe“ bezeichnet werden konnte, erweist. Die begehrende Liebe, der Eros, heute ja zu seinem traurigen Spottbild in gleichnamigen „Zentren“ verkommen, – die begehrende Liebe lebt ja davon, daß der von ihr Ergriffene vom Eros sich hinaufgeführt spürt zu den höheren Seins- und Lebensweisen des Göttlichen. So versteht es jedenfalls der Grieche. Was oder wen er immer begehrt: in der einzelnen Sache oder den einzelnen Menschen begehrt er immer auch und zuallererst das Eine, Wahre, Schöne und hofft sich im Ergreifen

des Eros die Erlösung im Aufstieg von sich selbst zur Idee; so Goethe: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan“ – und: „Wer immer strebend sich bemüht, den werden wir erlösen“. Ist im Eros besonders die rauschhafte, emotionale und mystische Seite der Annäherung an das Schöne begriffen, so weiß das zweite griechische Wort für „Liebe“, „Philia“ mehr von der sittlich verantworteten, der Verstandsprüfung und dem Verantwortungsgewissen standhaltenden Seite der Zugeneigtheit zu sprechen. So etwa die Wortverbindung „Weisheitsliebe“ – „Philo-sophia“. Doch auch hier muß die Liebe den Menschen außer sich setzen – etwa auf dem Wege der Erkenntnis oder auch der selbstlosen Tat –, um in das Reich der Wahrheit vorzudringen.

Agape nun – das biblische Wort für „Liebe“ – in ihm lodert weder das Feuer der All-Begehrlichkeit noch die hohe sittliche Verpflichtung der menschlichen Selbstüberschreitung. Agape ist begründet in der umgekehrten Bewegung des „Gott – mit – uns“. Diese Liebe Gottes ist nicht weiter begründbar – etwa daß es sich für Gott so gehöre, bitteschön der allewig Liebende zu sein. Diese Liebe vielmehr erscheint – sie wird offenbar nicht durch gedankliche Arbeit, vielmehr durch die Feststellung, daß sie in der Geschichte einfach da ist: in Abraham und seiner Geschichte der Erwählung allen Völkern zum Segen wird sie offenbar und verdichtet sich in der Errettung aus Ägypten und der Verwirklichung der Landverheißung – bishin zur Gegenwart Gottes in Christus, als die Zeit erfüllt, das heißt überreich angefüllt war mit dem Gott für uns.

- c) „Gott ist die Liebe“ – dieser nach Definition klingende Satz endlich führt uns in die Erkennbarkeit der Liebe. Wobei zugleich deutlich wird: Erkenntnis ist nicht allein Sache des kühlen Verstandes – vielmehr der ganzen Person in Leib, Seele und Geist oder wie immer man sie umschreiben mag. Gott ist die Liebe – wo St. Johannes in seinem Brief das sagt, stellt er keine bloße Behauptung auf. Vielmehr weist er auf den, in dem sie uns greifbar vor Augen steht. Christus spricht im Johannesevangelium immer wieder vom Weg der Liebe: Der Vater liebt den Sohn, der Sohn liebt die Jünger, die Jünger lieben einander – wer den Sohn erkennt, erfährt die Liebe des Vaters, wer die Jünger erkennt, wird in die Liebe des Sohnes geführt. Eben die gleiche Linie führt uns St. Paulus: Liebe ist nicht die im Ekstatischen sich erfüllende Einigung mit dem Göttlichen oder der angestrengte sittliche Aufstieg in die Regionen des Wahren. Der „köstlichere Weg“ – und hier gebraucht Paulus (1. Kor. 12, 31) eben dasselbe Wort, das der griechische Philosoph Plato an der entscheidenden Stelle des Übertritts in die Erkenntnis gebraucht: der Überschritt, die Hyperbolä, ist für Paulus allemal der Weg aus der Fülle in die Leere: „der es nicht für einen Raub nahm; Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an...“ – also die Gestalt eines Dieners, eines Diakonos. Und er beschreibt diesen Weg Christi (in Phil. 2), weil er darin den Weg der Christen vorgezeichnet sieht: „Ein jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war ...“.

Agape – das ist sie. Erkennbar. Biographisch in Christus nachschreibbar. Und, so weit wir als Kirche Leib Christi sind, doch auch an uns und bei uns ablesbar. So sollte es wohl sein.

3. Tut Gutes an jedermann, „... allermeist aber an des Glaubens Genossen“?

Kommen wir zurück zum Verdacht der Selbstverliebtheit der Kirche. Angenommen, die Notwendigkeit der sichtbaren bruderschaftlichen Verfaßtheit der Kirche sei doch

weniger umstritten unter uns als von mir vermutet. Gerieten wir nicht doch in eine erhebliche Gefahr weiterer Selbstisolation, wenn wir den angedeuteten Weg beschritten? Zugeben muß ich, daß mich das Wort des Ap. Paulus: „Tut Gutes an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen“ (Gal. 6, 10) immer erheblich verunsichert hat. Das neuzeitliche Diakonieverständnis weiß sich ohne Ausnahme jedem Bedürftigen verpflichtet, und es hat gute Gründe, auch aus der Hl. Schrift, dafür. Und doch zeigt uns der Weg der neuzeitlichen und der zeitgenössischen Diakonie deutlich, in welche Schwierigkeiten wir geraten, wenn ein Wort der Hl. Schrift zugunsten anderer unbeachtet bleibt – aus welchen Gründen auch immer.

Bemerkenswert zunächst ist, daß diakonisches Handeln der Kirche immer wieder zu Zeiten eine besondere Leuchtkraft bekam, in denen die Kirche lebendig aus ihrem Zentrum heraus lebte – in Zeiten, in denen sie in besonderer Weise auf ihren Mittelpunkt gewiesen war. Nicht nur unmittelbar in den Anfängen nach Pfingsten, in denen es sehr rasch zur Ausbildung des Diakonats kam (Apg. 6), in denen sehr bald die brüderliche Verfaßtheit der Kirche etwa in der umfangreichen Spendenaktion an die Jerusalemer Gemeinde Gestalt gewonnen hat (als Angelegenheit der Kirche und nicht etwa eines Förderkreises!) – auch in der weiteren Geschichte zeigt sich die Parallele: Basilius der Große (329 - 379 n. Chr.) etwa war nicht nur ein kaum zu überschätzender Kämpfer für die Wahrheit des nizänischen Glaubensbekenntnisses – neben seinem theologischen und kirchenpolitischen Werk entsteht eine einzigartige diakonische Einrichtung, unmittelbar an seinem Bischofssitz in Cäsarea. Martin Luther sehen wir ein Vorwort zur „Leisninger Kastenordnung“ schreiben, in der sich die gesamte christliche Gemeinde zu einer „brüderlichen Vereinigung“ zur christlich motivierten gemeinsamen Verwaltung des gestifteten und gespendeten Kirchenvermögens bekennt – zum brüderlichen Füreinander im Kampf um das Kirchengut in Zeiten des Umbruchs. Sie ist Vorbild geworden für den im lutherischen Raum überall eingerichteten „gemeinen Kasten“. Ebenso steht es mit der Erweckung im vorigen Jahrhundert, wo auch konfessionell lutherische Theologen wie W. Löhe oder der um des Bekenntnisses willen aus der Union ausgeschiedene Wuppertaler Pastor und Superintendent L. Feldner die bruderschaftlich verfaßte Kirche bewußt auf den Leuchter gestellt haben.

Und andererseits läßt sich beobachten, wie die Kirche und ihre Diakonie Schaden leiden, wenn die Caritas, die Liebe, auswandert: in autonome, selbstbestimmte Bereiche wie etwa die Klöster des Mittelalters, oder die anstaltliche Diakonie des vorigen und dieses Jahrhunderts, oder in den fremdbestimmten Bereich staatlicher Finanzierung und Regelung, wie die großen diakonischen Werke unserer Tage.

Begrüßenswert daran ist, daß ein Gemeinwesen mit der Zeit die eigene Fürsorgepflicht auf Grund kirchlichen Vorbilds erkennt und wahrnimmt. Doch damit werden Tatsachen geschaffen, die eine Auswanderung der Caritas aus der Kirche bedeuten, dem Lebensbereich des Gesetzes; das muß uns auf's tiefste beunruhigen.

Im vorigen Abschnitt ist hoffentlich deutlich geworden, daß die Tätigkeit dieser Werke und das Mittun vieler einzelner Christen in ihnen in keiner Weise in Mißkredit gebracht werden soll. Aber solche der Rechtsform nach wohl eigenständige, der Arbeitsform, Aufgabenstellung und Finanzierung nach jedoch tatsächlich staatlichen Vorgaben bestimmte Einrichtungen sind von ihrer Konstruktion her schon nicht in der Lage, die bruderschaftliche Verfaßtheit der Kirche in vollem Sinn an's Licht zu bringen.

Was für die Verstaatlichung kirchlicher Lebensäußerung unter Konstantin, später unter den Landesfürsten geschah, das gilt auch für die Diakonie der Neuzeit: „Abermals ist eine wesentliche Äußerung der Kirche dem Geist Christi entfremdet worden. So steht die Innere Mission in Versuchung, das bruderschaftliche Motiv in der einseitigen Caritas untergehen zu lassen. Die große Masse der Christen ist am bruderschaftlichen Geschehen ... nicht beteiligt“. (Werner Elert, Das christliche Ethos, Tübingen 1949, S. 545).

Unser Ausgangspunkt war das erstaunliche Wort des Apostels Gal. 6, 10. Selbstverliebtheit, Selbstbezogenheit der Kirche? Gewiß dann, wenn sich die Bruderliebe nicht ausweitete zur Nächstenliebe bis hin zur Feindesliebe. Aber freilich: Nächsten- und Feindesliebe werden nur als christliche Werke erkennbar, wenn sie in der Bruderliebe, im „Einander Lieben“ der Jünger, in Bezogenheit auf Christus in seinen Leib, der Kirche ihre Quelle haben.

Aus diesem, ein Wesensmerkmal der Kirche betreffenden Grund – und nicht aus Gründen der Selbstgenügsamkeit oder der Abgrenzungsfreude – ist hier in der rechten Ordnung und Zuordnung von der Verantwortung der Kirche für die Menschen in Not zu sprechen.

4. Von der bruderschaftlichen Verantwortung der Kirche für Menschen in Not

Mit der Auswanderung der klassischen Arbeitsfelder der Diakonie in die überwiegend staatliche Dienstleistungs-Fürsorge sowie durch die Professionalisierung und Spezialisierung mitmenschlicher Hilfe scheint das Entfaltungsprogramm der bruderschaftlichen Verantwortung im Raum der Kirche weitgehend eingeschränkt zu sein.

Doch ein zweiter Blick zeigt, daß gerade die berufsmäßige spezialisierte und institutionalisierte Dienstleistungsfürsorge in vermehrtem Maße verursacht, wogegen sie selbst angetreten ist: „Trotz sprunghaft zunehmender sozialer Leistungen breitet sich Leiden ölfleckartig aus. Behinderte, die wir gut versorgt glaubten, kommen nicht zu recht; Menschen in Heimen vereinsamen; psychische Erkrankungen nehmen zu (jeder fünfte alte Mensch nimmt heute regelmäßig Psychopharmaka ein); immer weniger Menschen finden aus Krisensituationen heraus; zunehmend werden Auswege in Sucht, rastloser Arbeit oder auch blindem Konsum gesucht.“ (Schwester Maria Neddens, Perfekte Versorgung von der Geburt bis zum Tod? – Überlegungen zum Standort der Diakonie in Gemeinde und Gesellschaft: Referat, gehalten auf der Synode des Bezirks Hessen-Süd der SELK am 24.3.84 in Kortelshütte, Manuskript).

Die genannten Symptome finden sich keineswegs nur bei kirchlich Ungebundenen – sie lassen sich in gleichem Maße bei Gliedern unserer Gemeinden feststellen. Mag sein, daß sie in soziologisch „dichten“ Gemeinden noch nicht so deutlich zutage treten – bei Gemeindebesuchen in städtischen Ballungsgebieten begegnet man ihnen auf Schritt und Tritt. Der Gemeindepastor ist längst überfordert mit der Aufgabe, die hauptsächliche Kontaktstelle zur Gemeinde und ihrem Leben zu sein; manches Pfarrhaus hält den Belastungen, Drehscheibe für den Austausch von Kontakten zur Gemeinde zu sein, nur mit Mühe stand. Wo der Pastor und seine Familie oft die herausragende Kontaktgruppe für viele Einzelne mit ihrer Not ist; da ist bruderschaftliche Verfaßtheit der Kirche offensichtlich gestört.

Und so sehen wir eine gegenseitige Abhängigkeit von den Problemen in der Welt und von den Schwierigkeiten unseres Lebens als Christen in der Gemeinde. Da, wo sich Kirche allein auf den Versorgungsapparat staatlicher oder halbstaatlicher oder privater Trägerschaften verläßt, da kann sie kaum noch als Feuerwehr in irgendeiner Weise helfend und schon gar nicht geistlich handelnd sein. Die Randgruppen in unseren Gemeinden sind ja oft Randgruppen der Not; Randgruppen von Menschen, die sehr wohl wissen oder ahnen, wo es ihnen mangelt, aber wo wir als Gemeinde offensichtlich nicht mehr über die Instrumente verfügen, ihnen das, was wir als Schatz des Evangeliums haben, für ihre Situation lebendig dazureichen.

Dort zeigt sich ein weiteres Problem, mit dem ich selbst noch nicht ganz fertig bin, das sicher auch heftig umstritten sein mag. Es stellt sich mir so dar: je mehr wir als Kirche ethisierend und moralisierend zu allen möglichen Zeiterscheinungen offiziell Stellung nehmen, desto mehr Menschen vermögen nicht mehr zu glauben, daß sie in einer solchen Kirche, die so genau weiß, wie man zu leben hat, Heimat und Herberge finden könnten. Ich sehe das Problem, daß man natürlich zu bestimmten Dingen Stellung nehmen muß. Ich sehe aber auch die Schwierigkeiten für die, die sich betroffen fühlen: ob das nun Frauen sind, die sich mit dem Gedanken der Abtreibung tragen oder bereits eine hinter sich haben, ob das Menschen sind, die in Homosexualität leben oder dazu neigen, ob es Menschen sind, die sich begründet vor Aids fürchten, oder was auch immer. Mit einem überwiegend fordernden Bild von dem, was christliches Leben heißt, verbauen wir vielen Menschen den Zugang zur Kirche als dem Ort der Sünder, an dem sie allein aus Glauben Rechtfertigung vor Gott erlangen.

Noch einmal sei betont: es handelt sich nicht um die Forderung nach Schaffung wie auch immer gearteter „Gemeinschaftserlebnisse“. Es handelt sich vielmehr um die Frage, wo und wie das erkennbare „einander Lieben“ seinen Raum in der Kirche findet.

Es findet ihn ohne Zweifel da, wo das „wir“ der Kirche sich der Not der Zeit bewußt wird und kirchliche Formen zur Linderung dieser Not ausbildet. Wir müssen uns abwenden von Vorbildern der Not aus dem vorigen Jahrhundert; denn hungern und dürsten tut bei uns niemand, nackt ist keiner, und die Zahl der Gemeindeglieder, die sich in Gefängnissen befinden, ist sicher auch einigermaßen übersehbar. Doch wo die Not heute vorhanden ist – das als „Wir“ der Kirche zu sehen und dann zu fragen, wo können wir mit dem Evangelium hier greifen: das ist in der Gemeinde ein wichtiger Aspekt der Diakonie. Ganz ohne Vorbilder auf diesem Gebiet sind wir ja nicht – im Gegenteil. Bereits erwähnt wurde, wie die christliche Gemeinde in Jerusalem schon recht bald greifbare Formen der bruderschaftlichen Verfaßtheit bildete im Amt der sieben von der Gemeinde gewählten Diakone – übrigens mit einer Begründung seitens der Apostel, wie sie ähnlich heute im Blick auf das Pfarramt ausgesprochen werden könnte: „Es taugt nicht, daß wir (die Apostel) das Wort Gottes versäumen und zu Tische dienen“ (Apg. 6, 2). Diakonen finden wir dann auch in anderen Gemeinden (Phil. 1, 1; 1. Tim. 3, 8+12). Unbestreitbar ist die Tatsache, daß denen, die zur Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung beauftragt und ordiniert waren, solche zur Seite standen, die zur Linderung der Not in den Gemeinden beauftragt waren. Ohne nun auf die Geschichte des Diakonats in der Kirche näher eingehen zu können, sei der Hinweis erlaubt, daß es auch im vorigen Jahrhundert Versuche gab, die Diakonie wieder in den Gemeinden zum sichtbaren Bestand ihrer bruderschaftlichen Verfaßtheit zu verhelfen. J.H. Wichern wollte die Bezeichnung „Diakon“ dem

besonderen Amt in Kirche und Gemeinde vorbehalten wissen, – daß diese Bezeichnung dann auf die Glieder einer eher neben der Gemeinde stehenden „Genossenschaft“; dem „Brüderhaus“ übergang, entsprach nicht seiner Intention. Ebenso dachte sich Wilh. Löhe die Diakonisse nicht so sehr an die Pflegearbeit im Zusammenhang mit dem Mutterhaus gebunden (das war ja das Konzept Fliedners), sondern wollte sie als Dienerin in der Gemeinde lebend sehen.

Diesen Hinweisen läßt sich bereits entnehmen: schon immer und immer wieder ist empfunden und erkannt worden, daß sich das „Wir“ der Kirche in seinem „einander Lieben“ nicht allein auf die spontane, von Einzelnen oder Gruppen initiierten Bruderliebe stützen kann – so wenig sie dieser Impulse entraten kann. Das „Wir“ in der Kirche in ihrer bruderschaftlichen Verfaßtheit drängt hin auf eine erkennbare, von der Kirche verantworteten Gestalt – nicht um der Freude an Institutionen und Ämtern willen, vielmehr weil das „Leib-Christi-Sein“ im Blick auf das „einander Lieben“ verantwortete Erkennbarkeit fordert.

Ist erst einmal Übereinkunft erzielt, daß das „neue Gebot“ des einander Liebens mehr ist als die subjektive, psychologische, den einzelnen betreffende Zugeneigtheit – daß das „neue Gebot“ der Kirche auch dem neuen „Wir“ der Kirche geschenkt ist; und ist daraus zu schließen, daß Diakonie ein von der Kirche sichtbar vollzogenes Tun ist über die Grenzen des Einzelnen und etwa einer Interessengruppe hinaus; ist also deutlich, daß ein wie auch immer geformter Diakonat für die Erkennbarkeit des „einander Liebens“ der Kirche steht, dann öffnen sich auch sogleich die Felder für die Verantwortung der Kirche für die Menschen in Not.

Der Diakonat wendet sich bewußt an alle Gemeindeglieder, nicht nur an eine bestimmte Gruppe oder den Gemeindegliederkern. Er hält das Wissen um die Not in der Gemeinde und die Notwendigkeit der brüderlichen Liebe wach. Er bittet Gemeindeglieder mit bestimmten Gaben um Mithilfe bei entsprechenden Situationen. Er macht sich sachkundig über geeignete Formen von Hilfe und setzt sich mit entsprechenden Einrichtungen zur speziellen Beratung und Behandlung in Verbindung. Er erhält die fürbittende und finanzielle Unterstützung der Gemeinde.

Seine kirchliche/gemeindliche Beauftragung wird deutlich durch Wahl und gottesdienstliche Einführung sowie durch Aufgaben im Gottesdienst (etwa durch Bitte um Fürbitte für bestimmte Gemeindeglieder, durch Herzubringen der Abendmahlselemente zum Altar, durch Beistand für Behinderte und Gebrechliche im Gottesdienst, z.B. beim Abendmahlsgang usw.).

Doch auch im Bereich der Gesamtkirche hat der Diakonat seinen Platz. Er hilft den Gemeindediakonen/Diakonissen bei der Zurüstung zu ihrem Dienst; den Kirchengliedern, die beruflich bei anderen Trägern diakonisch arbeiten, die diakonische Ausrichtung ihrer Arbeit von Wort und Sakrament her immer neu zu finden; er sucht nach Wegen der brüderlichen Liebe in Situationen, in denen der Gemeindediakonat nicht ausreichend helfen kann: wo etwa hauptamtliche Mitarbeiter/Mitarbeiterinnen der Kirche aus bestimmten Gründen ihren Dienst in der Kirche nicht mehr ausüben können, bietet er auf Dauer oder auf Zeit Möglichkeiten zum Erhalt der Lebensunterhaltung und der kirchlichen Gemeinschaft.

5. Von der Verantwortung der Kirche für alle Menschen in Not

Nur, weil ich weiß, daß das Heil in Christus allen Menschen gilt, weil Christus alle zu sich rief, für alle starb und weil er will, daß allen geholfen werde, kann ich gewiß sein, daß es auch mir gilt (vergl. W. Elert, Das christliche Ethos, Tübingen 1949, S. 444 f). Deshalb ist die Kirche ein immer schon vorgegebenes universales Geschehen, das in der Mission seinen Ausdruck findet – aber auch in der Diakonie. In die entsprechende Richtung weist das Wort Jesu von seiner Lebenshingabe an die Vielen (= alle), das mit dem griechischen Wort „Dienen“ = diakonein bezeichnet wird. Es ist in unmittelbarem Zusammenhang mit der Lebensform der Jünger als Dienst gesagt: Mk. 10,43 + 44.

Von diesem Blickwinkel her verbietet es sich von selbst, den für die Kirche bindenden Auftrag gegenüber allen Menschen in Not mit dem Hinweis auf die Kleinheit der SELK von vornherein an „leistungsfähigere“ Kirchenkörper zu delegieren. Um so dankbarer können wir sein für die Arbeit, die in dieser Hinsicht von den diakonischen Einrichtungen in eigener Trägerschaft aber mit kirchlicher Bindung an die SELK getan wird. Zu nennen sind hier aber auch die Unterhaltung von Altenwohnanlagen sowie von Kindergärten seitens einiger Gemeinden der SELK. Diese Einrichtungen allerdings können nicht mit der Alibi-Funktion, es geschehe ja dort Diakonie im Namen der SELK, befrachtet werden. Der Großteil der Einrichtungen ist nur dank des Subsidiaritätsprinzips einschließlich der damit verbundenen staatlichen Auflagen zu betreiben. Eben dies bindet diese Einrichtungen und läßt nur wenig Raum für bewegliches diakonisches Handeln nach außen (über diese Probleme der institutionalisierten Diakonie gibt hinreichend Auskunft das schon erwähnte Referat von Schwester Maria Neddens).

Doch auch hier gilt, daß das diakonische Handeln Ausdruck der Kirche ist und nicht allein im Bereich der subjektiven Einzel- und Gemeinschaftshilfe verbleiben kann. Das diakonische Handeln der Kirche muß wieder frei werden, gerade solche Not aufzunehmen, die im übrigen von keinem anderen Träger übernommen wird.

Im Umfeld einer jeden Gemeinde werden sich ohne große Mühe Brennpunkte von Not auffinden lassen, die das Gemeindediakonat über die bruderschaftliche Hilfe innerhalb der Gemeinde herausfordern. Uns begegnet eine Fülle von Nöten, die von Institutionen entweder nicht gelindert werden können – oder denen sich Institutionen versagen. In großstädtischen Ballungsgebieten sind es zunächst einmal die Kinder, denen in beengten Wohnungen, in vom Verkehr stark belastenden Straßen, auf überfrequentierten, oft zweckentfremdeten oder von älteren Jugendlichen beherrschten Spielplätzen, in Ehen mit doppelter Berufstätigkeit und uneingeschränktem Fernsehkonsum Entfaltungsmöglichkeiten oft gerade wegen des Wohlstands bis zur Minimalgrenze hinverwehrt sind. Unter ihnen die Gruppe von Ausländerkindern – auch auf dem Lande und gerade dort besonders belastet. Hierher gehören ausländische Mitbürger überhaupt, denen oft die freundschaftliche Nachbarschaft verwehrt ist, die Schwierigkeiten allein auf Grund der Sprache mit den Behörden haben, die tröstenden und ermutigenden Zuspruch ebenso benötigen wie wir alle. Zu nennen sind die Asylbewerber und anerkannten Asylanten. Welche Haltung auch immer unser Gemeinwesen aus praktischen Erwägungen einnehmen mag – Zeichen der Liebe Christi gebühren ihnen ebenso wie allen anderen Menschen. Gleiches gilt von den Obdachlosen, deren Zahl im Steigen begriffen ist. Die Kommunen halten sich zurück aus Sorge darum, daß bei Einrichtung von Schlafstellen oder Wärmestuben die Be

troffenen aus anderen Kommunen, in denen solche Einrichtungen fehlen, angelockt werden. Fazit: es geschieht nichts oder nur sehr wenig.

Stellenweise haben die Bahnhofsmissionen ihre Arbeit eingestellt. Sicher ist dies alles andere als eine dankbare Arbeit – aber christliche Nächstenliebe zeichnet sich ja gerade dadurch aus, daß sie weder auf himmlischen noch auf irdischen Lohn schießt; tut sie das, hat sie ihren Lohn dahin (Mt. 6, 1-5).

Der gesamtkirchliche Diakonat hat auch im Bereich der Nächstenliebe die Aufgabe, entsprechende Hinwendung des Gemeindediakonats nach außen anzuregen, zu begleiten und zu unterstützen. Er sucht und stärkt die Verbindung zwischen den zwar kirchlich ausgerichteten, aber überwiegend in freier Trägerschaft arbeitenden diakonischen Einrichtungen. Er sucht da, wo der Gemeindediakonat überfordert ist, gesamtkirchliche Initiativen in kirchlicher Trägerschaft und Selbstverantwortung zu wecken, die ungebunden von staatlichen Vorgaben allein aus der Freiheit des neuen Gebots der Liebe Christi heraus (Gal. 5, 13) den Menschen in Not dienen können.

6. Zusammenfassung

Hochwürdige Synode, leibe Schwestern und Brüder,

mit dem in den letzten Minuten Bedachten sind wir in einen Lebensbereich der Kirche vorgedrungen, der für viele von uns fremdes Land und für unsere Kirche weithin unbebautes Land bedeutet. Ausgangspunkt war das Bekenntnis, daß die Kirche nicht allein der Ort der persönlichen Heilszuwendung und Heilsaneignung ist – daß vielmehr die Verleiblichung des Heils in Wort und Sakrament uns zusammenfügt zu einem Bau, zu einem Leib, der nicht vom Gemeinschaftswillen des Einzelnen gebildet wird, sondern durch Christus, in Christus und auf Christus hin eine über Einzelpersonen hinaus übergreifende Gesamtheit darstellt. Aus ihrer inneren Einheit, begründet in der evangeliumsgemäßen Wortverkündigung und der stiftungsgemäßen Darreichung der Sakramente, erwächst ihre Erkennbarkeit von außen im einander Lieben der Jünger. In ihrer bruderschaftlichen Verfaßtheit lebt die Kirche das neue Gebot der Freiheit nicht nur nach innen, sondern wendet sich damit in universalem Geschehen zugleich an alle Menschen in Not, wie es ihrem christusgemäßen Dienst entspricht. So sehr jeder einzelne Christ in diesen Dienst innerhalb seiner Lebenswelt gerufen ist, kann die Kirche angesichts der vielen einzelnen und gemeinschaftlichen Dienste von Gruppen doch nicht sichtbarer Formen ihrer bruderschaftlichen Verfaßtheit entraten. Sie wird zu selbstverantwortetem, ihrer eigenen Gestalt entsprechendem und verbindlichem Diakonat finden – im engeren Bereich zum Gemeindediakonat, im weiteren Bereich zum gesamtkirchlichen Diakonat. Ein Anknüpfungspunkt könnte der in Drucksache 3-07 S. 5 unten (Berichtsband III) erwähnte Pfarrdiakonat sein.

Bevor über äußere Struktur, Organisationsformen und finanzielle Realisierbarkeit gesprochen und sicher auch gestritten wird, müßte über die aufgezeigten Grundlinien Übereinstimmung herbeigeführt werden.

Es ist nicht nur mein Wunsch, sondern meine Bitte an den Herrn der Kirche, daß diese Synode zu solcher Übereinstimmung kommen möchte. Auf dem Boden einer solchen Übereinstimmung werden sich Formen finden, in denen wir greifbare Antworten geben können auf die Frage nach der Verantwortung der Kirche für die Menschen in Not.